

Heidemarie Bennent-Vahle

„O mein Herz springt in Tausend stük“

Zum Briefwechsel zwischen Kant und Maria von Herbert

Der Philosoph und das Mädchen

Wer sich ein wenig mit der Lebensgeschichte Immanuel Kants vertraut gemacht hat, weiß, dass dieser allumfassend gebildete Denker sich zeitlebens in einem äußerst limitierten persönlichen Erfahrungshorizont bewegte. Königberg hat er nie verlassen und von einem genau fixierten Tagesablauf ist er kaum jemals angewichen. Um Einbrüchen und Überraschungen des Fremdartigen Einhalt zu gebieten, wurden die Koordinaten des eigenen Lebensweges exakt definiert: Erfahrungen gerannen zu Variationen des Immergleichen, - so weit es ging verschwand die Eigenart der Menschen und Dinge hinter einer Oberfläche von guten Manieren und Lebensgewohnheiten. Diese für Kant typische Abschottung gegen alle Überraschungsmomente des Wirklichen hinterlässt gerade in der Reflexion ethischer Fragen ihre Spuren. Auch wenn der hohe Abstraktionsgrad des Kategorischen Imperativs ergänzt wird durch eine Vielzahl von Überlegungen praktischer Natur¹, bleibt diese Praxis dennoch selbst ein theoretisches Konstrukt ohne direkte Handlungsnot, eine zurechtgelegte Bändigung menschlicher Bedrängnisse, die man primär vom Hörensagen kennt.

Die folgenden Darlegungen schildern einen Fall, in dem das Unvorhergesehene, das Widerständige einer fremden Erfahrungswelt, zudem der einer Frau, den Philosophen herausfordern. Es handelt sich um den knappen Briefwechsel Kants mit der jungen, unglücklichen Baronesse Maria von Herbert aus Klagenfurt, die sich von seiner Seite in einer schwierigen Lebenslage konkrete Hilfe erhoffte.

Seit seiner ersten partiellen Veröffentlichung ist dieser Briefwechsel mehrfach kommentiert worden. Die Einschätzungen der Angelegenheit und der beteiligten Akteure fallen dabei recht unterschiedlich aus. Während Franz von Sintenis Maria als ein „überreiztes Mädchen“ bezeichnet, „in deren Munde Kantische Sätze zu leeren oder gar aberwitzigen Phrasen“ werden, während er von der „Kluft zwischen der Verworrenheit, in der Maria von Herbert sich bewegte, und der Geistesschärfe des Verfassers der Kritik der reinen Vernunft“² spricht, nehmen andere das aufgewühlte Gefühlsleben und die existentielle Verzweiflung der jungen Frau durchaus ernst.³ Kritik an Kant, an der Angemessenheit seines Ratschlages oder gar an der praktischen Tauglichkeit seiner Moralphilosophie wurde indes nur sehr zögernd formuliert. Den Stein ins Rollen brachte hier eine Äußerung Walter Benjamins, der Kants Briefentwurf den „erschütternde(n) Philosophenbrief aller Zeiten“ nennt und dies nicht ohne Häme folgendermaßen erläutert: „(...) erschütternd durch die monumentale Klarheit von Inhalt und Form, noch mehr aber durch die völlige Naivität in der Betrachtung der Geschlechterbeziehung, durch eine kindliche Unwissenheit um die natürlichen Reaktionen der Erotik, die heute jeden Vierzehnjährigen lächeln machen könnte (...)“⁴

Kants Scheitern als Liebesratgeber wurde im Anschluss an Benjamin auch von einigen Vertretern der philosophischen Praxis diskutiert. Dabei wurde von einigen in Anlehnung an den Fall Maria von Herberts die grundlegendere Frage nach der praktischen Einlösbarkeit philosophischer Vernunftpostulate gestellt. So liegt für Ekkehard Martens der Kern des Problems in einem „blinden Vernunftanspruch“, der das Andere der Vernunft, das er als Affekte, Sinne und Phantasie kennzeichnet, nicht anerkennt.⁵

Meine anschließende Interpretation des Briefwechsels beabsichtigt eine Revision dieser Einschätzung. Wie schon Gerd B. Achenbach darlegte, sucht Maria „einen Geist, der sich *für sie* interessiert“⁶. Sie steht keineswegs einfach nur für den Immoralismus der Natur, sondern

übt in ungelassenen Worten über eine Enthüllung ihrer persönlichen Tragik subtile Kritik an der Kantischen Philosophie, eine Kritik, die – wie zu zeigen sein wird – durchaus philosophischer Wert beizumessen ist.

Die knappe Korrespondenz zwischen Kant und Maria von Herbert eignet sich vielleicht mehr als manche nachfolgende Kant-Kritik innerhalb der philosophischen Theoriebildung, um auf ein Unvermögen der Kantischen Ethik und nicht allein auf die persönliche Unzulänglichkeit Kants als Seelsorger hinzuweisen. Der Briefwechsel verdeutlicht demnach mehr als die Unfähigkeit eines Geistesgiganten auf die konkrete Erfahrung und die lebenspraktischen Bedürfnisse einer Frau einzugehen. Er ist mehr als der Ort einer befremdlichen Konfrontation des verschrobenern, ein wenig lebensfernen und doch so erfolgreichen Greises mit einer jungen drängenden Frau, deren Verlangen nach Liebe und Glück zu unklösbaren Verwirrungen führen musste. Alters- und Geschlechtsunterschied sind nur die beiden Marksteine einer tieferliegenden Differenz, deren theoretische Implikationen zu beleuchten wäre. Die Verzahnung vermeintlich neutraler Gedankenwelten mit einer geschlechtsbezogenen Weltteilnahme einerseits sowie die Perspektive einer veränderten Sichtweise des Moralischen andererseits sind die Hauptgesichtspunkte des folgenden Interpretationsversuchs. Es geht um vieles in den Briefen Marias – um Liebe und Glück, um die Selbstverwirklichung als Frau, um die lebenspraktische Umsetzung philosophischer Erkenntnis, um den leibhaftigen Menschen unter der Gelehrtenrobe; es geht um Lüge, Schuld und Selbstmord. All dies steht im Widerschein einer Geschlechterdifferenz, die diesem Fallbeispiel misslungener Kommunikation als geheimer Code unterliegt.

Gerade weil Maria von Herbert eine passionierte Anhängerin Kants war, gerade weil sie seine Lehre vorbehaltlos bewunderte und ihr nachstrebte, an diese Lehre aber zugleich den Maßstab persönlicher Lebenserfahrung legte und sich letztlich an ihren Defiziten aufrieb, erfährt die praktische Vernunft durch Wort und Schicksal dieser Frau eine unvorsätzliche Trübung, die theoretische Kritik allein ihr nicht zufügen könnte.

Briefe einer Unbekannten

Kants Verärgerung über unvorhergesehene Ereignisse, über Störungen seines rituellen Tagesablaufes und über unliebsame Heimsuchungen seiner Gedankenwelt durch das niedere Gerangel der Alltagswelt ist verschiedentlich in den biografischen Berichten aus der Feder seiner Zeitgenossen bezeugt.⁷ Besonders unleidlich waren dem großen Denker – wie man weiß – Frauenzimmer mit gelehrten Ambitionen, vor allem, wenn sie sich bei einer Mittagsgesellschaft nicht damit begnügten, seinen charmanten Plaudereien über Kochkunst nachzusinnen. Dann konnte es passieren, dass dem galanten Gastgeber auch mal ein kruderer Wort entschlüpfte.⁸ Ohnehin verstimmt über nicht wenige zudringliche Briefe philosophierender Dilettanten, die sich bei ihm wichtig tun wollten, „oder, welches noch lästiger ist, ihn mit einem Paar Abhandlungen beschenk(t)en, die an sich oft ganz ungenießbar sind (...)“⁹, musste deshalb auch das Schreiben einer ratsuchenden Unbekannten, das ihn Anfang August 1791 erreichte, seine Missbilligung hervorrufen. Dennoch scheint es, als habe Kant nicht unmittelbar ablehnend auf den Brief jener Maria von Herbert reagiert, sondern zunächst, angerührt durch den vertrauensvollen Ton des Briefes und zugleich ermuntert durch die freundliche Bitte um Erwidern, ernsthaft die Zumutung einer Antwort ins Auge gefasst.¹⁰ Diese Antwort aber ließ lange auf sich warten. Sein Freund Ludwig Borowski, der ihm Marias Brief überbracht hatte, musste ihn nachhaltig dazu drängen und doch verstrich mehr als ein Jahr, bis Kant sich dieser Aufgabe stellte.

Wir verfügen nur mehr über den sorgsam ausgearbeiteten Entwurf dieses Antwortbriefes, in dem er sich redlich um die moralische Unterweisung der jungen Dame bemüht. In seinen ersten Belehrungen und moralphilosophischen Konklusionen wirken offensichtlich noch

jene Worte nach, mit denen Borowski ihm die Briefschreiberin als eine Person gefällig zu machen sucht, „die doch auch nur Lust hat, ihre Schriften zu lesen – die eine solche Stärke des Vertrauens, einen solchen Glauben an sie hat“ und die deshalb auch „einiger Achtung von Ihnen und des Versuchs, sie zu beruhigen, werth“¹¹ sei. Wir wissen nichts über Kants wirkliche Gefühle angesichts des aufgebrauchten Briefchens in fehlerhaftem Deutsch, das da in sein Haus flatterte. Möglicherweise wollte Borowski mit seiner Fürsprache einen verächtlichen Eindruck abwehren, den die sonderbaren, leidenschaftlichen Worte hervorzurufen drohten. Marias Schwanken zwischen hingebungsvoller Anbetung und patziger Herausforderung hätte den besonnenen Denker verdrießlich stimmen können, zumal es vordergründig um eine Liebesangelegenheit ging.

Dass sein Verständnis für Maria von Herberts Nöte sich allenfalls auf ein erstes, halb herablassendes Wohlwollen beschränkte, wird spätestens im Februar 1793 unübersehbar. Maria hatte seine moralphilosophischen Belehrungen erhalten, sie war aber nicht wirklich, wie er in einem Brief an Johann Benjamin Erhard vermutete, davon „erbauet worden“¹², sondern ermuntert zu einem zweiten Schreiben voller beharrlich bohrender Fragen an ihn und voller ungebührlicher Reklamationen hinsichtlich seiner Philosophie. Eine nochmalige Erwiderung Kants war indiskutabel. Stattdessen übersandte er ihre Briefe „als Beispiel der Warnung vor solchen Verirrungen einer sublimierten Phantasie“ an Elisabeth Motherby, die Tochter eines guten Freundes. Maria galt ihm nun als „kleine Schwärmerin“ von „seltsamen Geisteswandlungen“¹³, an die – so dürfen wir wohl schließen – keine weitere Zeit zu verschwenden ist. Auch ein dritter Brief der jungen Frau aus dem Jahre 1794 bleibt unbeantwortet. Weiterer Rat lag außerhalb der Zuständigkeit des Philosophen, auch wenn die fiebrige Erregtheit des ersten Briefes nun einer drückenden Melancholie gewichen war. Wie Erhard ihm mitteilte, war Maria an der „Klippe romantischer Liebe gescheitert“ und befand sich nun in einer Gemütslage, in der ihr moralisches Gefühl mit der Weltklugheit völlig entzweit und dafür mit der feineren Sinnlichkeit der Phantasie, im Bündnis“¹⁴ – eine wenig aussichtsreiche Basis für ein Vorankommen im Sinne kantisch-philosophischer Lebensführung.

„Daß ich sie nicht ins mitte Gesicht sehen kann...“ – briefliche Annäherung an den Kantischen Geist

Wer genau nun war Maria von Herbert, die getrieben vom Mut der Verzweiflung, Kant in einer persönlichen Angelegenheit konsultierte? Geboren wurde sie um das Jahr 1770 als Tochter eines Bleiweißfabrikanten in Klagenfurt. Über die Ereignisse ihres Lebens bis zur Abfassung der an Kant gerichteten Briefe wissen wir wenig. Lediglich über ihre Familie, die seit einigen Generationen in Kärnten ansässig war, ursprünglich aber aus Westfalen stammte, lassen sich einige Informationen zusammentragen. Aus verschiedenen Quellen geht hervor, dass das Chemieunternehmen der Familie Herbert bereits seit mehreren Generationen florierte. Insbesondere dem Bruder Marias, Franz Paul von Herbert, wird außerordentliches wirtschaftliches Geschick attestiert.¹⁵ Nebenher aber widmeten sich die Geschwister, gemeinsam mit zahlreichen Freunden, in intensiver Form ihren philosophischen Neigungen. Das Haus Herbert galt als eine Hochburg der Kantischen Lehre, wodurch dieser revolutionären Denkungsart im damals rückständigen Österreich erstmals ein Weg gebahnt wurde. Sämtliche bereits veröffentlichten Werke des Königsberger Philosophen waren Gegenstand der gemeinsamen Lektüre im Kreis der Familie. Wie Forberg, der die Klagenfurter Gesellschaft besuchte, in einem seiner Briefe an Reinhold bemerkte, waren hier Frauen wie Männer gleichermaßen engagierte Teilnehmer der Gesprächsrunden:

„Das Herbergsche Haus ist ein Athen! Männer, Jünglinge, Frauen und Mädchen – kurz, alles huldigt der Philosophie! Alle sind bis zum Enthusiasmus für sie eingenommen, und zwar aus dem edelsten Beweggrunde, aus dem Bedürfnis einer besseren Religion!“¹⁶

Es ist davon auszugehen, dass Maria eine mehr als nur oberflächliche Kenntnis der Werke Kants besaß, als sie auf rettende Anwendung der abstrakten Lehrsätze in ihrer unglückseligen Lage sann. Doch diese Vermittlung in die eigene Lebenssphäre will nicht gelingen. Nahezu unverfroren klingt so das trotzige Fazit, mit dem sie den Schöpfer des Moralgesetzes nun höchstpersönlich um Rat ersucht:

„(...), metaphisik der Sitten hab ich gelesen samt den Kategorischen inperatif, hilft mir nichts, meine vernunft verlast mich wo ich sie am besten brauch eine antwort ich beschwöre dich, oder du kanst nach deinem aufgesetzten imperatif selbst nicht handl.“¹⁷

Die Bewährung in der Wirklichkeit ist gefordert. Hier aber bringt Maria es nicht zu Wege, sich in die unerbittliche Weisung vollkommener Pflichten zu schicken. `Hilft mir nichts`- lautet der lakonische Befund. Vom Glück und Unglück ihrer gestrandeten Liebesaffäre bleibt – so empfindet sie es – das pedantische Rasonnement des Vernunftapparates gänzlich unberührt. Das Streben nach Erfüllung als Frau, ihre Suche nach Nähe und Anerkennung in der Welt sind keine Themen der Kantischen Philosophie. Von den genussvollen Anteilen der zwischengeschlechtlichen Verbindung, von der romantischen Liebe und dem Hingerissensein durch intensive Emotion konnte Kant – wie oftmals bemerkt – nur abwehrend und eher geringschätzig sprechen. Auch der erregte Ton Marias war ihm wohl suspekt, er witterte hier Einflüsterungen sinnlicher Dämonen, deren Bezähmung und Unterdrückung sein erklärtes Ziel war.

„O mein herz springt in Tausend stük“¹⁸ – schreibt diese junge Frau, die den Verlust einer Liebe zu beklagen hat. In leidenschaftlichen, ungeordneten Worten verleiht sie ihrem Verlangen Ausdruck – es ist als reklamierten Leiblichkeit und Gefühlssphäre ihr Recht gegen die verstopften Sinne des intelligiblen Subjekts. Wo diesem das inhaltsleere Destillat des Kategorischen Imperativs einziges und ausnehmendes Richtmaß aller Weltorientierung ist, finden wir Maria hier noch verstrickt und hingegeben an ein leibhaftiges Gegenüber, dessen Faszinationskraft alle vernunftgebotene Verstandeskühle blamiert.

„den ich liebte einen gegenstand der in meiner Anschauung alles in sich faste, so das Ich nur vor ihn lebte er war mir ein gegensatz vor das übrüge, dan alles andere schien mir Tand und alle menschen waren vor mich wie auch wirklich wie ein gwasch ohne inhalt, (...)“¹⁹

`Ein gewasch ohne inhalt`- liegt hier, unbewusst formuliert, auch ein Affront gegen das Postulat des Sittengesetzes, das seine Erfolge im Alltagsleben nur über eine allumfassende Abstumpfung der Affekte erzielen kann? Gleich zu Beginn ihres Briefes kommt Maria auf die Absenz der empirischen Welt in Kants Lehre zu sprechen. Ihre ersten Worte treffen ins Mark der Kantischen Philosophie, in aller Unschuld bohren sie eine Pfeilspitze in ihren schwächsten Punkt:

„Großer Kant

Zu dir rufe ich wie ein gläubiger zu seinem Gott um Hilf, um Trost, oder um bescheid zum Tod, hinlänglich waren mir deine Gründe in deinen Werken vor das künftige seyn, daher meine zuflucht zu dir, nur vor dieses leben fand ich nichts, gar nichts, was mir mein verlohnes Gut ersezen könnst, (...)“²⁰

Es ist unübersehbar, Kant tritt hier an Gottes Stelle. Die Verehrung, die dem Philosophen zu Teil wird, ist indessen nicht ungeschmälert. Denn dem Gesetz dieses weltlichen Gottes, der – wie einst Heine schrieb – „den Himmel gestürmt“ hat und „die ganze Besatzung über die Klinge springen“²¹ ließ, haftet auch weiter eine unverzeihliche Jenseitigkeit an. Während die Seelsorge des antiquierten Christentums immerhin in eine umfassende Reihe konkreter Handlungsanweisungen eingebettet war, erschöpft sich das Moralgesetz des Himmelstürmers im formalen Richtsatz der Verallgemeinerbarkeit. Der handelnde Einzelne ist damit auf sich

selbst verwiesen; seine moralische Würde liegt in der rechtschaffenen Prüfung seiner Handlungsabsichten nach diesem Universalisierungsgrundsatz. Was zählt, ist der gute Wille und die daraus resultierende richtige Gesinnung, wohingegen das konkrete Agieren in der komplexen Tatsachenwelt zu einer unwesentlichen Folgeleistung absinkt. Jedenfalls sind die realen Implikationen und Wechselwirkungen, die möglicherweise fatalen Konsequenzen und vernichtenden Nachspiele integrierender Gesinnungshaltungen nicht wirklich von Belang.

An einer solchen Nachwirkung aber krankt Maria. Liebesentzug und Versagung folgen auf ihre Ehrlichkeit, eine Ehrlichkeit freilich, die in der Entdeckung einer Lüge oder – wie wir in dem zweiten Brief erfahren – in der Enthüllung eines Verschweigens bestand. Aufrichtigkeit rächte sich bitterlich – „seine liebe verschwand“²². Nach der Darstellung der jungen Frau war es also eine vergangene Lüge, die den geliebten Mann erkalten ließ. Seine Strenge ist ihr unbegreiflich, denn offensichtlich hat sie sich nichts Schwerwiegendes vorzuwerfen. Lüge ist eben nicht gleich Lüge, und nach allen Regeln der Gerechtigkeit kann eine freiwillig offenbarte Unwahrheit doch nicht mit derselben Unerbittlichkeit betrachtet werden wie ein listig getarntes Lügennetz. Erweist sich der `Ehrliche(r) Mann` am Ende als ein unnachsichtiger Vollstrecker des Kategorischen Imperativs? An solch untadeliger Gesinnungshaltung muss Maria verzweifeln – „dasjenige innige Gefühl welches uns ungerufen zu einander führte ist nicht mehr, o mein Herz springt in Tausend Stück. (...)“.

Ein geheimer, unausgesprochener Verdacht unterliegt ihren Worten, der Verdacht nämlich, dass ein Handlungsgebot, das so kurzum ohne Bedenken der Folgen und ohne rechte Anteilnahme am anderen ein Lebensglück zu zerstören vermag, grausig inhuman ist. Um solche Einsichten zu zerstreuen, wendet sie sich an Kant selbst, der dem Sittengesetz nun nachträglich Lebensfülle geben soll. Intuitiv erfasst sie die Leerstellen der Kantischen Morallehre, deren rationaler Kern ihr – wie ich meine – durchaus einsichtig wurde. Deshalb – und weniger weil sie diese Lehre nicht verstanden hat – erfleht sie weiteren Zuspruch des Philosophen. Es geht ums Ganze, „um Hilf, um Trost, oder um bescheid zum Tod“. Es geht ihr nicht um eine eingleisige generelle Direktive zur Auflösung ihres Dilemmas, denn das Unglück ist unrevidierbar. Auf Maria liegt der Schatten der vergangenen Handlungsweise, ihr Fehltritt ist nicht mehr auszulöschen, aber es könnte Linderung geben – Zuspruch und Aufrichtung durch Kant, der an Gottesstelle im Zentrum ihres Ethos steht. Auch in dieser neuen philosophisch-weltlichen Moral begehrt sie den persönlichen Geist, der Anteil nimmt am Schicksal eines jeden Individuums und so durch fürsorgliche Milde und mitfühlende Nachsicht auch in der Verzweiflung die Daseinsfreude hebt. Hat Kant dieser Erwartung entsprochen? Ist ihm überhaupt bewusst geworden, dass ihm als Schöpfer eines anspruchsvollen Moralgesetzes hier die Rücksicht auf das Individuelle abverlangt wurde?

Die Antwort Kants bezieht sich zwar auf die wenigen geschilderten Umstände der Lebenssituation Maria von Herberts, aber sie richtet sich allein an das neutrale Selbst, nicht an das konkrete Individuum. Oder anders: Sein sorgfältiger, nahezu penibler Antwortbrief und die darin enthaltenen moralpädagogischen Erörterungen bewahren die Distanz zu ihrer Adressatin, die diese empfindsam wahrnimmt. Maria vermisst in den Worten Kants die Präsenz ihres unausweichlichen Fatums, die Anerkennung ihres persönlichen Leids; sie vermisst ein empathisches Gespür für die Partikularität ihres Missgeschicks. Deshalb reagiert sie auf seine Belehrungen, indem sie in einem zweiten Brief hartnäckig um weiteren Rat bittet:

„doch scheint mir nothwendig sie zu erinnern, dass, wenn Sie mir aber doch den großen gefahren erweisen, und sich mit einer Antwort bemühen wollen, sie so einzurichten, dass sie nur das einzlne, nicht dass algemeine betrifft, welches ich schon in ihren Werken an der seite meines Freinds glücklich Verstanden und mit ihm gefühlt hab, (...)“²³

Sie verlangt nach Einfühlung in ihre persönliche Lage und diesmal spricht sie es noch deutlicher aus als im ersten Brief: es geht um Leben und Tod, um den Wunsch „nemlich mir dieses unnütze Leben, in welchem ich fest überzeugt bin, weder besser, noch schlimmer zu

werden, zu Verkürzen“. Der flehentliche Unterton ihrer erschütternden Selbstdarstellung zielt zuletzt auf nichts anderes als darauf, von Kant eine klare Anweisung über die Selbstmordfrage zu erlangen. Er soll eigens für sie das Problem der Selbsttötung erwägen, denn in diesem Punkt schweigt ihr Begriff von Moralität, „wo er doch sonst überall den entschiedensten Anspruch macht.“ Er soll ihr dies gesuchte „negative Gut“ geben und kann er es nicht – so schreibt sie –, „so fordere ich ihr Gefühl des Wohlwollens auf, mir etwas an die Hand zu geben, womit ich diese unerträgliche Leere aus meiner Seele schaffen könnte, wenn ich dan, ein taugliches Glied der Natur werde, (...)“²⁴

Noch genauer aber charakterisiert die junge Frau ihre Lebenslage. Aus heutiger Perspektive lassen sich die Worte, mit denen sie im Alter von 22 Jahren resigniert die Bilanz ihrer Tage zieht, nicht ohne Betroffenheit vernehmen. Dass sie die Liebe jenes Mannes, der ihr einst gänzlich zugetan war, in Freundschaft gewandelt sieht, empfindet sie weniger als Glücksverlust, denn als Verlust eines nützlichen Lebensinhaltes. Sie ist nicht rettungslos romantisch, sondern erfasst mit der Klarsicht ihrer im Nachhinein „hellen Augen“²⁵, dass die spezifisch weibliche Erfüllung in der Ehe ihr, der zwiefach Verlassenen, nicht mehr zustehen wird. Die gescheiterte Liebesaffäre war bekannt und man bildete sich ein Urteil darüber. So ist einem Brief Erhards an Kant zu entnehmen, dass jener, der viel im Hause Herbert verkehrte, negativ über Marias Verhalten in der Angelegenheit urteilte, und dass sie ihm dies verargte.²⁶ Angesichts der damaligen Ansprüche an die moralische Unbescholtenheit des weiblichen Geschlechts wäre es für eine Frau der sozialen Herkunft Marias illusorisch gewesen, auch weiterhin auf eine Selbstverwirklichung in der Ehe zu hoffen. Als der ‚Kaltsinn‘ des einzig noch in Frage kommenden Ehepartners anhält, zwingt ein untrüglicher Realitätssinn sie zu den düstersten Prognosen, die – so ihre – Worte „(...) eine Leere fühlen machen, die sich in und außer mir erstreckt so daß ich mir selbst fast überflüßig bin.“²⁷

Für andere Dinge, wie etwa die Naturwissenschaften oder umfassendere Weltstudien fühlt sie kein Talent in sich. Allein der philosophischen Erkenntnis und insbesondere der Behandlung praktischer Lebensfragen gilt ihr Interesse, „obwohl ich mit diesen Gedanken auch schon längst fertig bin“²⁸. Damit ist meines Erachtens keineswegs in Selbstüberschätzung gemeint, dass sie die Kantische Moralphilosophie bis in alle Verästelungen erforscht und verstanden, sondern dass sie daraus etwas Wesentliches für ihr Leben geschöpft habe.

Das zentrale Problem der folgenden Erwägungen kann demzufolge nicht der Nachweis einer tiefen Kenntnis in den Briefen Maria von Herberts sein. Es ist auf der Basis so weniger Dokumente nicht zu entscheiden, ob sie seinen moraltheoretischen Darlegungen bis ins Letzte folgte und sich solchermaßen das Recht der Kritik daran erwirbt. Ihre Bezugnahme auf die Lehre Kants ist auch da, wo rationale Einsicht zu dominieren scheint, geprägt von gefühlsbestimmter Lebensverwicklung. Ihre Kritik bleibt implizit und stellt nirgends das Lehrgebäude direkt in Frage. Dennoch deckt sie unwillentlich noch im höchsten Lob kategorischer Prinzipientreue die Schwachstellen eines rationalistischen Ethikkalküls auf. Im Sprechen über Moral verlässt sie niemals den Ort empfundenen Lebens, auch da nicht, wo sie sich selbst als vom Leben abgeschnitten und betrogen darstellt. Ihre stammelnde, ergreifende Sprache unterspült den Wahrheitsanspruch einer einzig um den Pflichtgedanken zentrierten Ethik.

Marias Brief vom Januar 1793 instruiert uns in mehrfacher Hinsicht: zum einen tritt die Inadäquatheit der Kantischen Grundsatzmoral in Bezug auf die damalige Lebenswirklichkeit der Frau zu Tage; zum anderen aber macht gerade der ‚weibliche‘ Blick erfahrbar, wie unabänderlich und unwiderruflich das moralische Streben des Gesinnungsmenschen sich gegen sich selbst wenden kann.

Echte Tugend als Bezwingung sinnlicher Neigungen und egoistischer Bestrebungen durch Grundsatztreue ist etwas spezifisch Männliches. So zumindest hat Kant selbst es gesehen und dieser Haltung die ‚schöne Tugend‘ des weiblichen Geschlechts gegenübergestellt, die in einer instinktartigen, konfliktfreien Übereinstimmung der Frau mit dem Sittengesetz liegt.²⁹

Kants Ausführungen zur 'anderen' Moral der Weiblichkeit sind vieldiskutiert und müssen hier nicht nochmals ausgebreitet werden. Wichtig aber ist in diesem Zusammenhang der Tatbestand, dass die zentrale sittliche Aufgabe der Frau für Kant in einer Mittlerfunktion liegt. Gemäß seiner Schrift *Über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* ist die Frau zur willenslosen Stütze männlicher Entwürfe höchster Moralität bestimmt. Ohne inneren Kampf soll sie in vorbildlicher Weise sittlich handeln und so einen mäßigenden Effekt auf die Männer ausüben. Die Frau muss gewissermaßen leibhaftig die verinnerlichte Beherrschung des Triebes vorstellen. Im Ideal der Weiblichkeit ist die Macht betörender Sinnesreize, die magisch-erotische Ausstrahlung des weiblichen Körpers überlagert von der Faszinationskraft genuiner Tugendhaftigkeit, die auch den Mann temperiert. Kant durchschaut allerdings, dass das psychische Gleichgewicht der Frau – so es gelingt – seine Ursache in einer von klein auf betriebenen Niederhaltung heftiger Leidenschaften und Impulse hat. Glückt weibliche Erziehung, das heißt, gelangt die Frau zur Internalisierung sittlicher Handlungsdirektiven, so wird sie sich fortan als Repräsentantin jener schönen Tugend erweisen, die mit Leichtigkeit das Richtige tut: „Zur Schönheit aller Handlungen gehört vornehmlich, dass sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden;(...)³⁰

Betrachten wir Marias Selbsteinschätzung im zweiten Brief, so wird unübersehbar, dass sie – hierin ganz weiblich – das Moralgesetz im harmonischen Einklang mit sich selbst zu vollbringen meint. Das Walten schöner Tugend im Sinne Kants bezeugen folgende Worte, die von einer inneren Harmonie des Gefühlsmäßigen und des Sittlichen sprechen:

„Rechnen sie mir`s nicht als Hochmuth zu, wen ich ihnen sage, daß mir die Aufgaben der Moralität, zu gering sind, denn, ich wolt mit größtem Eifer noch einmahl so Viel erfüllen, indem sie ihr Ansehen so nur durch eine gereizte Sinnlichkeit erhaltet, wegen der es mich fast keine Überwindung kostet solcher, Abbruch zu thun, daher es mir auch scheint, daß wem das Pflichtgeboth einmahl recht klar geworden dem steht es gar nicht mehr frei, selbes zu übertreten, dan ich müste selbst mein Sinnliches gefühl beleidigen, wenn ich Pflichtwidrig handl müste, es komt mir so instinctartig vor, daß ich gewiß nicht das geringste Verdienst hab Moralisch zu seyn.“³¹

Das höchste Ziel moralischer Freiheit, das in bruchloser Übereinstimmung des persönlichen Willens mit dem abstrakten Postulat des Sittengesetzes liegt, scheint hier vollzogen, ohne dass die Selbstreduktion noch in einem inneren Kampf errungen werden muss. Der Preis aber ist eine entsetzlich qualvolle Langeweile, die Maria ihr Leben als „ein so leeres Vegetiren (des) mit so wenig und leichten aufgaben der Moralität“ bezeichnen lässt.

Der eigentliche Zweck, auf den die selbstgenügsame schöne Tugend zugeschnitten ist, liegt in der Beschwichtigung des männlichen Temperaments. Ein solcher dauerhafter Einfluss auf einen männlichen Begleiter aber ist Maria nicht vergönnt, denn ihre Zuneigung wurde endgültig in die Schranken der Freundschaft verwiesen. Ohne Aussicht auf eine Heirat, ohne Talent zur Wissenschaft, abgeklärt im Moralischen und zudem gesundheitlich angeschlagen, ergibt sich für sie ein tristes Fazit:

„Als dies zusammengehoen, könnt ihnen Vielleicht den Wunsch in mir wohl Anschaulich machen, der einzige den ich habe, nemlich mir dieses so unnütze leben, in welchen ich fest überzeugt bin, weder besser, noch schlimmer zu werden, zu Verkürzen, wenn sie erwegen, dass ich noch jung bin, und kein tag ein anders Intreße vor mich hat, als das er mich meinem Ende näher bringt,(...)³²

Stellt die Ausübung der Moralität keine Herausforderung (mehr) dar, weil kein innerer Zwiespalt, keine Versuchung, ja nicht einmal ein konkreter Gegenstand existiert, auf den sich das praktische Interesse richtet, so bleibt nur die unerträgliche Leere der Seele. Der einzige Ausweg durch eine Familiengründung „ein taugliches Glied der Natur“³³ zu werden, der typische Lebenslauf für weibliche 'Naturen' wie Maria ist versperrt. Wie Ortner zutreffend bemerkt, geht es in den Briefen der Maria von Herbert in ganz diffiziler Form um die Frauenfrage.³⁴ Praktisch geht es um das Fehlen von sozialen Alternativen der Lebensge-

staltung neben der Ehe. Theoretisch geht es um die Selbstverborgenheit einer anderen Sichtweise auf Moral.

Wie bereits angesprochen, wird dabei nicht allein die Unangemessenheit eines am männlichen Parameter ausgerichteten Moralgesetzes für die Frau augenfällig, sondern zugleich offenbart sich in elementarer Weise die Tatsache, dass eine konsequente Gesinnungsethik notgedrungen schädliche Wirkungen nach sich zieht, die den Lebensinteressen der involvierten Menschen zuwiderlaufen. Marias Verdienst ist es, in nachdrücklicher Weise die Selbstgenügsamkeit des reinen ethischen Wollens gestört zu haben, einfach, indem sie störrisch und unbeirrt mit jeder ihrer brieflichen Äußerungen in der tatsächlichen Welt verharrt. Dabei durchläuft sie durchaus eine Entwicklung, aber sie lässt nicht davon ab, vom konkreten Leid, von der Öde und Ausweglosigkeit ihres Daseins zu sprechen. Im Zu-Tage-Treten unverbrämter menschlicher Erfahrung zeigt sich die Paradoxie eines Moralgesetzes, das nicht mehr den von Intentionen und Wünschen gelenkten wirklichen Menschen orientiert, sondern nur mehr in der reinen Erfüllung seiner selbst kreist.

Wie genau stellt Maria die leidvolle Lage der aufrichtigen Moralistin dar? Sie umreißt die Tragik, die darin liegt, dem „Bewustseyn(s) der an Freundschaft schuldigen Aufrichtigkeit“ entsprochen zu haben und zwar trotz der „vorhersehbaren meiner Leidenschaft kränkenden Folgen“.³⁵ Das heißt: der Preis der Tugend ist für die junge, liebende Frau die „Beraubung seiner Liebe“³⁶ als dem ihr einzig möglichen erfüllenden Lebenssinn. Persönliches Streben und Sollensgebot stehen unversöhnlich gegeneinander, denn das Verbot der Lüge duldet keine Ausnahme, vor allem Freundschaft verlangt Offenheit und verbietet jede Unaufrichtigkeit, wie Kants Brief unmissverständlich zu verstehen gab.³⁷ So sieht der Philosoph das Recht auf der Seite des sich distanzierenden Herzensfreundes, dem er „Gründe an die Hand gebe welche er als Verehrer der Tugend auf seiner Seite hat und die ihn darüber rechtfertigen daß er in seiner Zuneigung gegen Sie (Maria) von Seiten der Achtung wankend geworden.“³⁸ Maria müsse den moralischen Wert ihrer Reue prüfen, deren Beweggrund keineswegs nur die nachteiligen Folgen, sondern sittliches Bewusstsein sein müsse. Wahrhafte Läuterung berge die Chance in sich, dass mit der Zeit der „Kaltsinn“ des Freundes „in eine noch fester gegründete Neigung“³⁹ sich wandle. Falls die Dinge eine weniger günstige Entwicklung nehmen sollten, so solle Maria sich in Gelassenheit üben, denn generell gelte, dass wir unseren Lebenszweck weniger auf das verlegen sollten, „was wir Gutes genießen können von Menschen“, sondern vielmehr den Wert des Lebens darin suchen, „was wir Gutes thun können der höchsten Achtung und Sorgfalt es zu erhalten und fröhlich zu guten Zwecken zu gebrauchen würdig ist.“⁴⁰

Wie Maria in ihrem Antwortbrief deutlich macht, blieb der Kaltsinn erhalten, und der Liebste wird zum Freund, eine Veränderung, die sie unzufrieden macht, „weil`s nur vergnügt und nicht Nutzt“⁴¹ Ihre Klage über die Leere ihrer Existenz schließt sich an – in eindrucksvollen Worten spricht Maria vom Fehlen einer Lebensperspektive; sie spricht von „verwundeten Leidenschafte(n), welche mein herz zerrissen, und mich so marterte, wie ich`s keinem Menschen wünsch, der auch seine boßheit mit einem Prozes behaupten wollte.“⁴² Der Verlust einer Aussicht auf eheliche Verbindung kam für die meisten Frauen in der damaligen Zeit einem horror vacui gleich; er bedeutete eine Sterilität des Lebens, in der die Kantischen Postulate der Nächstenliebe gegenstandslos wurden. Es muss wiederholt werden: Maria von Herbert ist nicht hoffnungslos romantisch, sondern nur allzu realistisch.

Im Anschluss an die knappe, einprägsame Skizze des eigenen Loses hebt Maria die gewonnenen Einsichten auf eine allgemeinere Ebene. Nachdem die Indifferenz des Moralischen den individuellen Glücksinteressen gegenüber schmerzlich spürbar wurde, lenkt sie nun die Kritik beklommen auf dieses Moralische selbst. So steckt – wie ich meine – in der Klage über die eigene Handlungslähmung ein verborgener Angriff auf die Pflichtenlehre, die wenig auf die Unvollkommenheiten und Verwicklungen der tatsächlichen Welt abgestimmt ist und den individuellen Kosten richtiger Gesinnung kaum Beachtung zollt:

„ (...) vor mich hat nichts einen reiz, auch könnte mich die Erreichung aller möglichen mich betreffenden Wünsche, nicht Vergnügen, noch erscheint mir eine einzige Sache der Mühe werth, daß sie gethan werde, und dies alles nicht aus Mßvergnügen, sondern aus der Abwägung wie Viel bey was guten unlauteres mitläuft, überhaupt möchte ich daß Zweckmäßige Handln vermehren, und daß unzweckmäßige vermindern können, welches Leztere die Welt allein zu Berschäftigen scheint.“⁴³

Es ließe sich lange darüber spekulieren, wie der Terminus 'zweckmäßig' in diesem Kontext zu verstehen ist. Auch wenn eine andere Deutung durchaus möglich zu sein scheint, möchte ich die zuletzt zitierten Sätze folgendermaßen paraphrasieren: Da alle Handlungsweisen, die auf den guten Zweck der Einhaltung des Moralgesetzes hinzielen, zugleich so viel ungewollte negative Begleiterscheinungen haben, finden sich das Gute, das im strengen Sinne Zweckmäßige, und das Wirkliche letztlich entzweit. Nicht allein die in ihrer Eigenheit flatterhaften und deshalb vielleicht weniger seriösen sinnlichen Glücksansprüche fallen der Strenge absoluter Prinzipien zum Opfer, sondern eben auch das Streben nach einer nutzbringenden Selbstentfaltung im Gefüge der Gesellschaft. Moralisches Bemühen scheitert schon im Keim an der Unzweckmäßigkeit der restlichen Welt. Der Wohlgesonnene ist dazu verdammt, Opfer des eigenen Ideals zu werden und in der Welt zu ersticken. Will er die Lüge vermeiden, so erwarten ihn Enttäuschung und Leid.

Natürlich enthalten die knappen, uneleganten Sätze Maria von Herberts noch keine differenzierte Kritik am Gesinnungsethos, aber sie artikulieren eine Irritation, ein Fragen: Kann es vollkommene moralische Urteile geben, die in jeder Situation für alle Menschen gleichermaßen Gültigkeit haben? Bedarf es nicht zur Gerechtigkeit der Sensibilität für das Situative und der Bereitschaft, die Verschiedenheit der Menschen - `das einzelne` und nicht `das allgemeine` - zu sehen? Kann der Gerechte gerecht sein ohne Anteilnahme und Selbstreflexion in allen Lebenslagen? Wie vermag er es nur, das edle Ansinnen bedingungsloser Pflichterfüllung im Dienste des Moralgesetzes den Erfordernissen und Zielvorstellungen einer konkreten Biografie zu vermitteln? So oder ähnlich lauten die versteckten, oftmals selbstverborgenen Fragen der Briefe.

Maria von Herberts Wunsch, die Verbindung von Lehrgebäude und Lebenspraxis fassbar zu machen, war so drängend, dass sie eine Reise nach Königsberg plante. „Da müsten sie mir ihre Geschichte sagen, dan ich möchte wießen, zu welcher lebensweiße ihre philosophie Sie führte, und ob es ihnen auch nicht der Mühe werth war, sich ein weib zu nehmen oder sich irgend wem von ganzen Herzen zu widmen, noch ihr Ebenbild fortzupflanzen,(...)“⁴⁴ Auch hier äußert sich Ungenügen an den trockenen Lehrformeln der Ethik. Denn erst die Involviertheit ins Geschehen der empirischen Welt erprobt die Tauglichkeit der Vorsätze des denkenden Menschen, und erst die persönliche Lebensgestaltung ist Maßstab letzter Glaubwürdigkeit, auch des erhabenen Lehrers. „Auch bin ich nicht zufrieden, daß ich sie nicht in`s mitte Gesicht sehen kann.“⁴⁵ Das Verlangen nach Unmittelbarkeit, nach dem persönlichen Geist, nach sinnlich-manifester Erkenntnis ist so unbefriedigt und drängend zugleich, dass Maria Kant Auge in Auge gegenüber treten will und noch in seinen Gesichtszügen nach Spuren des Mehrwissens sucht. Auch in ihrem 3. Brief, der ungefähr ein Jahr später verfasst ist, beharrt sie auf ihren Reiseabsichten, die aber niemals in die Tat umgesetzt wurden.

Leben als Pflicht – „mit der größten Lust zu sterben, das Leben wünschen“

Ich möchte nun auf diesen letzten Brief eingehen, der aus der Perspektive der vermeintlichen Konfliktbewältigung geschrieben ist und in einige Punkten nochmals ein erhellendes Schlaglicht auf vergangene Nöte wirft. Angeleitet und verwirrt zugleich durch intensive Kant-Stu-

dien gelangt sie zu einer äußerst resignativen Lebensauffassung: Da dem Anhänger des Moralgesetzes die Bosheit der tatsächlichen Welt in untrüglicher Weise fühlbar wird, kann sein Streben allein auf Weltüberwindung zielen. Die Todessehnsucht eines Menschen wird deshalb zum einzig angemessenen Indiz seiner seelischen Größe. In diesem Sinne deutet Maria ihr suizidales Verlangen, das ihr „dazumal eine widernatürliche Verfolgung“ ihrer selbst erschien um und bemerkt: „(...) und meine Anschauung hat sich geändert; ich denke, daß jedem reinen Menschen der Tod, in einer egoistischen Beziehung auf sich selbst, das Angenehmste ist, nur die Rücksicht der Moralität und Freunde kann er, mit der größten Lust zu Sterben, das Leben wünschen, und es in allen Fällen zu erhalten suchen.“⁴⁶

Auch hier steht nicht zur Debatte, ob Kant dieser Todessehnsucht als Ausdruck des reinen Menschen zustimmen würde. Gewiss ist, dass er den Selbstmord streng verurteilte. Wichtiger als die Frage nach Marias Konformität mit Kant ist hier das Phänomen einer nahezu umfassenden Anästhesierung der Persönlichkeit, die durch die Auseinandersetzung mit seiner Philosophie gefördert wurde. Nur mehr über Negation vermag sich das Individuum in der Welt zu verankern. Die unerschütterliche Ruhe und Standhaftigkeit, von denen sich Maria gemäß der Selbstdarstellung ihres letzten Briefes durchdrungen wähnt, entspringen einem ratlosen Fatalismus. Sie resümiert noch einmal ihr vergangenes Hadern, indem sie es als eine irrtümliche Vermengung der Schicksalszufälle mit der Anordnung Gottes beschreibt, wodurch Unschuld in Schuld und Gerechtigkeit in Ungerechtigkeit verkehrt wurden. Nun aber begreift sie sich als geläutert und endlich den „langwierigen Widerwärtigkeiten des Lebens“⁴⁷ ent-rückt. Unter dem Strich aber bleibt unstillbare Todessehnsucht. So sehr sie sich auch mit ihrer Lage zu arrangieren vermeint, Maria hat das Gefühl für die Ordnung Gottes verloren. Sie ist aus der Welt gefallen. Die Verdammnis, „ohne Zweck zu leben“, kann durch nichts gelindert werden. Nach qualvollen Existenzkämpfen besteht die `Gesundung der Seele` eben nicht in einem erfüllten „Gefühl von Dasein“, denn als letztes Glied am Ende einer Kette von Erfahrungen erscheint ein dezidiertes Nein zum Selbst und zur Welt. Der Sinn des Moralgesetzes ist zusammengestrichen auf die karge Pflichterkenntnis, trotz alledem am Leben festzuhalten. Gefühl und Verstand sind hoffnungslos entzweit – „nur in Rücksicht der Moralität und der Freunde kann er (der reine mensch) mit der größten Lust zu streben, das Leben wünschen, (...)“.

Bestand die anfängliche Pein der jungen Frau darin, ihren individuellen Lebenssinn durch ein unerbittliches Moralgesetz zerstört zu sehen, so subordiniert sie schließlich alle Ansprüche auf Selbstverwirklichung bis hin zum Wunsch der Selbsttötung diesem Gesetz. Während das Gesetz also zunächst als versagend und vernichtend erfahren wird, tritt es nach jahrelanger Abtötung aller auch der geläutertsten Glücksinteressen als dünnes, blutleeres Paradoxes Ja zum Erhalt des Lebens auf. Es erzwingt die Aufrechterhaltung der Lebensfunktionen auch über den Tod hinaus. Im Augenblick der `dauerhaften Genesung` breitet sich eine gespenstische Ruhe im Inneren dieser Frau aus. Das moralische Gefühl leitet sie nun `auf eine andere Seite`, wo sie wie in einem Schattenreich fortlebt.

Es ist kaum zu glauben, dass sie dieses stumpfe Sein noch zehn Jahre lang durchhielt, bis sie sich schließlich im Mai 1803 bei Villach in die Drau stürzte. Wir wissen wenig über die letzten Jahre ihres Lebens. Einem Brief an den schon erwähnten Arzt und Philosophen Erhard ist allerdings zu entnehmen, dass sie weiterhin Anteil nahm am Wohlergehen anderer Menschen. Vermutlich war es ihre Gabe zur Freundschaft, durch die sie sich mehr schlecht als recht am Leben erhielt. Denn der Brief ist ein Appell an Erhard um Zuwendung für ihren ebenfalls depressiven und selbstmordgefährdeten Bruder, Paul von Herbert. Wie sie leidet auch er an einem unerträglichen Lebensüberdruß, der noch durch zahlreiche körperliche Gebrechen verstärkt wird.

Ebenso wie der Briefwechsel mit Kant ist dieser Brief ein Dokument ihrer Anschauungen. Deutlicher noch als in ihren Selbstbeschreibungen charakterisiert sie die Melancholie des Bruders als eine Folge seiner philosophischen Ambitionen:

„(...), aber er – er hat vom Baum der Erkenntniß gekostet, und ist aus dem Paradies verstoßen, wo ihn Irrthum und Betrug kindlich beschützte. Der tödtende Strahl der Wahrheit verfolgt ihn auf jedem schritt, und wer kann wollen und mögen, der zugleich sieht was er verlangt.“

(...)

„Die höchste Apathie des Lebens stockt in seinen Adern, alle Lebensgeister liegen abgespannt, von ihm analysirt, sophistisirt und verachtet zu seinen Füßen, das Leben ist ihm unerträglich, eine quälende Langeweile fühlt er mitten in seinen Geschäften, mit einer unbarmherzigen Kälte stößt er alle Menschen zurück.“⁴⁸

Unter einem weiteren Aspekt ist der Brief an Erhard aufschlussreich. Erneut begeht sie ein moralisches Delikt, diesmal zur Schonung eines anderen. Sie stiftet Erhard zum Verschweigen der Wahrheit und zum Vorschützen falscher Tatsachen an. Erneut erteilt sie so dem Lebensglück des Einzelnen Vorrang vor dem bedingungslosen Ehrlichkeitsgebot. Unbelehrt und unbelehrbar zeigt sie sich auch in diesem letzten Briefdokument:

„(...), so schreiben Sie ihm, aber machen Sie kein Erwähnung, als wenn Sie von seiner Stimmung etwas witterten; sondern ich dächte, sie sollten ihm irgend eine Ursache vorschützen, und sollten von ihm über dies oder jenes dringend Hülfe begehren, oder gar aus wichtigen Gründen seine Gegenwart verlangen, - vielleicht daß auf die Art sein Herz noch zu fangen wäre, denn er wollte von jeher lieber geben als nehmen. Glückt es Ihnen nicht, ihn aus diesen Gefühlen zu reißen, so ist er für uns verloren.“⁴⁹

Trotz des Bekenntnisses zur Kantischen Moralphilosophie vermag sie deren Unerbittlichkeit in der Ehrlichkeitsfrage nicht zu verinnerlichen. Zumindest da, wo es um einen anderen geht, intrigiert sie unbekümmert in Sachen Nächstenliebe. Um die Lebensfreude des Bruders zu fördern, um ihm die Illusion des Gebrauchtwerdens zu vermitteln, nimmt die einen kleinen Betrug in Kauf; es ist nicht einmal mit Sicherheit anzunehmen, dass sie dies als eine Verstoß gegen die moralische Ordnung wahrnimmt.

Wir wissen, dass Erhard ihrer Aufforderung zum unlauteren Altruismus keineswegs folgte, sondern Paul von Herbert darüber in Kenntnis setzte. Jedenfalls ist dieser in einem späteren Brief über die Absichten der Schwester, die inzwischen freiwillig aus dem Leben schied, unterrichtet. Nicht ohne kritischen Beiklang formuliert er: „So wie ich bin aber habe ich mir noch die Kraft gerettet, mich aus den Untiefen, (...) hinauf zu schwingen, (...), mich auf der Oberfläche zu erhalten, indessen als die Person, meiner Schwester Miza, die sich berechtigt glaubte, dich um Hilfe für mich anzurufen, ihr eigenes Schicksal nicht ertragen konnte. Sie ist als Heldin aus der Welt gegangen.“⁵⁰

Wie Herbert weiter berichtet, brachte die Schwester in vorbildlicher Weise ihre Angelegenheiten in Ordnung und gab noch am Morgen ihres Selbstmordes ein Déjeuner, „bei dem sie recht munter und aufgeräumt erschien.“⁵¹ Sie hinterließ Mitteilungen an ihre engsten Vertrauten und machte ihrem Leben ohne weiteres Aufsehen ein Ende. Der Tod `Mizas` hat Methode, er ist die letzte Schlussfolgerung, die sie über kurz oder lang aus ihrer Lebenslage ziehen musste. Am Ende regieren weniger Verzweiflung und Auflehnung gegen das Moralgesetz als die Einsicht, dass sich mit diesem, also in Reinheit, nicht leben lässt. So erblickt die junge Frau den Grund ihrer Leiden zwar in der unüberbrückbaren Diskrepanz zwischen der unzulänglichen faktischen Welt, der der Mensch als Kausalwesen ausgeliefert ist, und dem Reich der Freiheit ethischer Selbstbestimmung nach Maßgabe des Kategorischen Imperativs. Im Vollzug des Selbstmordes aber leistet sie dem Moralgesetz letzten Widerstand. Stärker als die Pflicht, das Leben zu erhalten, sind die enttäuschten Vitalinteressen sowie das immer wieder aufscheinende Wissen um die Unvereinbarkeit ihrer moralischen Intuitionen mit den Vorgaben der Kantischen Ethik.

Gefährliches Philosophieren?

Sicherlich besiegelten in hohem Maße die Persönlichkeit Marias und ihre spezifische Lebenslage, so weit das überhaupt zu trennen ist, die Tragik ihres Lebens. Dennoch müssen wir annehmen, dass die Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie verstärkend wirkte. Übrigens hatten die philosophischen Neigungen ja auch auf andere Mitglieder des intellektuellen Kreises im Haus Herbert eine fatale Wirkung. Neben dem schon erwähnten Bruder Marias wäre hier etwa Elisabeth Söllner zu nennen. Auch sie litt an der Unvollkommenheit der wirklichen Welt und schied 1826 fünfzigjährig durch Freitod aus dem Leben. Es sei dahingestellt, ob es zutrifft, dass die Geschwister und Elisabeth Söllner – wie Leyrer behauptet – „durch Kants Lehre in den Tod getrieben worden.“⁵² sind. Ohne solche allzu einfachen monokausalen Erklärungen vornehmen zu wollen, möchte ich dennoch auf ein Grundproblem hinweisen, das wahrscheinlich in allen Fällen ein wenig zur Beschleunigung des Verhängnisses beigetragen hat.

Maria konnte sich im philosophischen Zirkel des Hauses Herbert der Faszinationskraft der schon damals gefeierten Philosophie Kants kaum entziehen. Philosophische weitgehend ohne Vorbildung, ohne viel Lebenserfahrung, abgeschnitten von der restlichen Welt, zudem um die Schranken ihres Geschlechts wissend, verfügt sie vermutlich kaum über die Möglichkeit der tiefgehenden Analyse, der kritisch-reflektierten Distanznahme und besonnenen Abwägung dieser Lehre. Wer Maria von Herbert intellektuelle Unbedarftheit und mangelhafte Kantkenntnis im Detail vorwirft und dies zum Anlass nimmt, ihren Briefen keinen philosophischen Wert beizumessen, versperrt sich den Weg, die von ihren Äußerungen ausgehende Irritation zu erkennen und gedanklich zu nutzen. Der fehlende Gleichklang ihres Herzens mit dem Grundtenor dieser Philosophie, der sie so viel Achtung zollte, konnte von ihr nur in minimaler Weise intellektuell aufgearbeitet werden.

Wie schon erwähnt, tendieren nicht wenige Kommentatoren des Briefwechsels wie auch Kant selbst zu einer Pathologisierung der jungen Frau. Die Folge dieser Auffassung ist eine abermalige Verdrängung des Ärgernisses, das der empirische Mensch für das Einheitsstreben der Vernunft darstellt. Was Maria von Herbert einklagt, ist eine Bewährung theoretischer Gehalte, die in der Vermittlung der Perspektive des distanzierten Beobachters mit der des Involvierten zustande käme; denn nur auf der Basis von Erfahrungen in der Heterogenität des Wirklichen wird überhaupt fassbar, was eine Theorie meint. Das Beharren am sicheren Standort der nur theoretischen Einstellung, wie es die Antwort Kants zeigt, das Sprechen allein aus der Beobachterperspektive ohne Beimengung eigener `Not` muten weltfremd und zudem unglaubwürdig an; deshalb ihre Neugierde bezüglich der persönlichen Lebensgestaltung des Philosophen.

Kant spricht nicht als empirisches, anfechtbares Ich, sondern ausschließlich aus der Position des wissenden Überschauers, und wo er sich auf das empirische Ich Marias bezieht, diagnostiziert er Schuld und fordert Reue. Die Schuld ergibt sich aber nicht einfach aus der konkreten Übertretung, sondern – so möchte ich vermuten – aus der Absicht, die Diskrepanz zwischen dem empirischen und reflektierenden Ich anders als durch Absage an diesseitiges Glück und völlige Beherrschung der Sinnlichkeit überwinden zu wollen. Hier berühren wir den zentralen Nerv der Kantischen Morallehre als einer extremen Bewusstseinsphilosophie. Können wir es mit Anke Thyen als ein spezifisch modernes Problem der Philosophie ansehen „nach einem Modell des philosophischen Ausdrucks“ zu fragen, „in dem die Standpunkte der involviert Beteiligten und des distanziert Beobachtenden gleichermaßen aufgehoben wären“⁵³, so ist Maria eine erste Vorläuferin dieses Fragens, das die Krise der Bewusstseinsphilosophie markiert. Ihre besondere Lage als Frau, das gesteigerte Ausgeliefertsein an die äußeren Gegebenheiten und Zufälle, ihre Jugend, ihre Sehnsucht nach Verbundenheit spielen dabei eine tragende Rolle. Was sie verkörpert, ist aber nicht `das Andere der Vernunft`, etwa

Irrationalität, pure Sinnlichkeit, die Gier nach Sensation und romantischen Verzückungen, sondern die Grenze und Herausforderung der Vernunft in den Lebens- und Glücksansprüchen des Individuums, das sich nicht auf eine neutrale Größe reduzieren lässt. Die Verarbeitung dieser in ihrer Linienführung je individuellen Grenzerfahrung beschreibt ein unabschließbares Bemühen, vernunftmäßige Identität dem Nicht-identischen je neu abzugewinnen. Lässt eine Philosophie für dieses Spiel der Vermittlung keinen oder nur geringfügigen Raum, das heißt, bezieht sie sich auf die praktische Welt nur mehr mit wenigen generellen und vorabfixierten Leitregeln, so gerinnt der emanzipatorische Anspruch der Vernunft zu Repression durch Verkenning des Wirklichen. Auch Kants Auffassung von Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit etwa ist in diesem Sinne repressiv. Die Suche nach Unabhängigkeit des sittlichen Geistes von allen `egoistischen` Einzelinteressen und vorgegeben Werthorizonten wendet sich zuletzt gegen den Menschen, um dessen Freiheit es ja gerade geht. Er erlebt seine Freiheit nur negativ, indem er unaufhörlich an die Grenze stößt, die er selbst ist; er erlebt sich so als unwiderlich gespalten in reines Wollen auf der einen und schäbige interessengelenkte Handlungsverstrickungen auf der anderen Seite. Als Lösung drängt sich die Reduktion der Komplexität des Wirklichen auf, die in Handlungslähmung, Devitalisierung und Melancholie mündet und schlimmstenfalls sogar im Selbstmord einen Vollstreckungsgehilfen sucht.

Folgt man den Darlegungen seiner Zeitgenossen, so steht Kant selbst als Opfer der grimmigen Lebens- und Leibfeindlichkeit des Moralgesetzes da. Auch er erlitt wie Maria einen Prozess der Devitalisierung, verspürte Lebensunlust bis hin zu mehr oder weniger offensichtlichen depressiven und suizidalen Neigungen.⁵⁴ Wiederholt äußerte er Lebensüberdruß⁵⁵ und gewinnt auch sonst den Reiz des Lebens vorwiegend aus den kleinen alltäglichen Siegen über die anarchischen Anfechtungen des Leibes. Dem sinnlichen Verlangen, der Gier nach bestimmten Speisen, der Neigung zur Trägheit und den Einbrüchen unvorhergesehener Ereignisse entgegenwirkend, unterwarf Kant sein Leben einer minutiösen Planung. Vor allem im Alter genoss er die geheime Lust der Selbstbeziehung als ein Hochgefühl der Verstandessouveränität, das ihn am Leben erhielt.

Maria von Herbert verstand es sicher nicht in gleicher Weise wie Kant, die Maßregelung und Beschneidung des Wünschens als kleine Triumphe zu feiern, um auf diese Weise eine Hochstimmung des beherrschbaren Lebens auszukosten, bis hin zum letzten, „sogar noch das factum brutum des Lebens (...) sich selbst“⁵⁶, das heißt unbeugsamer Selbstdisziplin zu verdanken. Schenken wir ihren Mitteilungen Glauben, so bereitete das Moralische ihr schon bald überhaupt keine Schwierigkeiten mehr. Aber es hatte eben innerhalb ihrer Lebensgeschichte auch wenig Nutzen, es kam eben nichts dabei heraus, was die Lebensfreude vergrößert und der eigenen Existenz oder eines anderen mehr Sinn verliehen hätte. So ergeht aus ihren Briefen ein unterschwelliger, kaum bewusst intendierter Appell an Kant. Noch in der Darstellung ihres Zur-Ruhe-Kommens und Vernünftigwerdens ruft sie ihm zu: `sieh mich an in meinem Elend! – Kann es wirklich wahr sein, dass dieses lustlose, lebensüberdrüssige Wesen Endprodukt moralischer Selbsterziehung ist?`

Maria von Herbert erhebt eigensinnig die Stimme des Konkreten gegen eine Lehre, die in formaler Hohlheit zu erstarren droht. Sie verlangt denkerische Langmut und Phantasie, um auch das Einzelschicksal zu sehen und es ins rechte Verhältnis zu den Ansprüchen der Allgemeinheit zu setzen. Indem wir Marias unausgesprochene Weigerung, aus der lebensvollen Realität auszusteigen, ernstnehmen, ergeht die Herausforderung, Moralität in Form einer sympathischen Anteilnahme an den umfassenden Lebensinteressen und -erfahrungen des Einzelnen denkerisch neu auszurichten

1

² Von Sintenis, Franz, Maria von Herbert und Kant, in: *Altpreuussische Monatsschrift*, hg. v. Rudolf Reicke u. Ernst Wichert, 16. Band, Königsberg 1879, S.285.

³ Siehe z.B. Ortner, Max, Kant in Kärnten, in: *Carinthia I. Mitteilungen des Geschichtsvereines für Kärnten*, hg. v. M. Wutte, Jg. 114, Heft 1-6, Klagenfurt 1924, S. 65-87.

⁴ Benjamin, Walter, Kant als Liebesratgeber, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Band IV, 1/2, hg. v. Tillmann Rexroth, Frankfurt a. M. 1980, S. 811.

⁵ Martens, Ekkehard, Philosophie und Handlungsorientierung, oder: Kant als Liebesratgeber, in: Wilhelm Berger und Thomas Macho (Hg.), *Kant als Liebesratgeber. Eine Klagenfurter Episode*, Wien 1989, S. 131-144.

⁶ Achenbach, Gerd B., Brief an Ekkehard Martens zu dessen „Philosophie und Handlungsorientierung“, in Wilhelm Berger und Thomas Macho (Hg.), a.a.O., S.148.

⁷ Vgl.: Immanuel Kant, *sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen. Die Biographien von L.E. Borowski, Reinhold Bernhard Jachmann und A. Ch. Wasianski*, Darmstadt 1968. – Menzer, Paul, Kants Persönlichkeit, in: *Kant-Studien*, Philosophische Zeitschrift, begründet von H. Vaihinger, Band XXIX, Heft 1/2, Berlin 1924, S. 1-20.

⁷ Bobrik, Benno, Immanuel Kant`s Ansichten über das weibliche Geschlecht, in: *Altpreuussische Monatsschrift*, hg. v. Rudolf Reicke u. Ernst Wichert, 14. Band, Königsberg 1877, S. 599 f.

⁹ Borowski, Ludwig Ernst, Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants, in: *Immanuel Kant, Sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen*, Darmstadt 1968, S. 47 f.

¹⁰ Ebd., S.107

¹¹ Kants`s Briefwechsel, Bd. II 1789-1794, in: *Kant`s gesammelte Schriften*, hg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Band XI, Brief 479 (August 1791), S. 274.

¹² Ebd., Brief 552 (Dec. 92), S. 399.

¹³ Ebd., Brief 559 (11. Febr. 1793, S. 411 f.

¹⁴ Ebd., Brief 557 (17. Jan. 1793), S. 408.

¹⁵ Zur Familie Herbert, siehe, Leyrer Max, Franz Paul von Herbert und sein Kreis, *Zeitgenössische Wirkungen der Lehre Kants in Österreich*, in: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins*, Band LXVI, hg. v. Robert Mühlher, Wien 1962, S. 231-265. – *Neue Deutsche Biographie*, hg. v. d. Historischen Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Band 8, Berlin 1969, S. 581 f.

¹⁶ Zitiert nach Ortner, Max, a.a.O., S. 43.

¹⁷ Kant`s Briefwechsel Bd. II, a.a.O., Brief 478 (August 1791), S. 273 f.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Heinrich Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, in: ders., *Beiträge zur deutschen Ideologie*, hg. v. Hans Mayer, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1971, S. 81.

²² Kant`s Briefwechsel Bd II, a.a.O., Brief 478 (August 91), S. 273.

²³ Ebd., Brief 554 (Januar 1793), S. 403.

²⁴ Ebd., S. 402.

²⁵ Ebd., S. 401.

²⁶ Ebd., Brief 557 (Januar 1793), S. 407 f.

²⁷ Ebd., Brief 554 (Januar 1793), S. 401.

²⁸ Ebd., S. 402.

²⁹ Bennent-Vahle, Heidemarie, Die Differenz ist ausgeschlossen, Aktuelle Überlegungen zur Geschlechteranthropologie Kants, in: Ursula Konnertz (Hg.), *Grenzen der Moral. Ansätze feministischer Vernunftskritik*, Tübingen 1991, S. 37-39.

³⁰ Kant, Immanuel, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764), In: Immanuel Kant, *Gesammelte Schriften*, Band II (1912), *Vorkritische Schriften II (1757-1777)*, hg. v. d. Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin/Leipzig 1902-1983, S. 229.

³¹ Kant`s Briefwechsel, Band II, a.a.O., Brief 554 (Januar 1793), S. 401.

³² Ebd., S. 402.

³³ Ebd.

³⁴ Ortner, Max, a.a.O., S. 48.

³⁵ Kant`s Briefwechsel, Band II, a.a.O., Brief 554 (Januar 1793), S. 400 f.

³⁶

³⁷ Die Unaufrichtigkeit als „eine Corruption der Denkungsart und ein Postives Böse(s)“ bezeichend, fährt Kant fort: „Was der Aufrichtige aber Zurückhaltende (nicht Offenherzige) sagt ist zwar alles wahr nur er sagt nicht die ganze Wahrheit. Dagegen der Unaufrichtige etwas sagt (das) dessen er sich als falsch bewußt ist. Die Aussage von der letzten Art heißt die Tugendlehre Lüge. Diese mag auch ganz unschädlich sey(n) so ist sie darum doch nicht unschuldig; vielmehr ist sie eine schwere Verletzung der Pflicht gegen sich selbst und zwar einer solchen

sie ganz unerlässlich ist weil ihre Uebertretung die Würde der Menschheit in unserer Person herabsetzt und die Denkungsart in ihrer Wurzel angreift denn Betrug macht alles zweifelhaft und verdächtig und benimmt selbst der Tugend alles vertrauen wenn man sie nach ihren Äußeren beurteilen soll.“ – Kant`s Briefwechsel Bd.II, a.a.O. Brief 510 (Frühjahr 1792), S. 332.

³⁸ Ebd., S.333.

³⁹ Ebd., S. 334..

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd., Brief 554 (Januar 1793), S. 401.

⁴² Ebd.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Ebd., S. 403.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Ebd., Brief 614 (Januar 1794), S. 485 f.

⁴⁷ Ebd., S. 485.

⁴⁸ Zit. nach: Max Ortner, a.a.O., S. 83 f.

⁴⁹ Ebd., S. 84.

⁵⁰ Brief v. Franz Paul v. Herbert an Erhard v. 7. Oktober 1804, zit. nach R.U. Varnhagen v. Ense, a.a.O., S. 487.

⁵¹ Ebd., S. 488.

⁵² Leyrer, Max, a.a.O., S. 107. – Siehe auch, ders., *Elisabeth Söllner*, Monographie, Wien 1962.

⁵³ Thyen, Anke, *Kritik des Bewusstseins – Bewusstsein der Kritik. Wittgenstein und Adorno*, Hamburg 1990, (unveröffentlicht)

⁵⁴ Böhme, Hartmut und Gernot, *Das Andere der Vernunft, Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants*, Frankfurt a. M. 1983, insbes. S. 476-493.

⁵⁵ Borowski, L. E., a.a.O., S. 446.

⁵⁶ Böhme, Hartmut und Gernot, a.a.O., S. 446.